

Heike F. M. Neumann

MEINE GEDICHTE SIND MÖGLICHKEITEN MEINES SEHENS UND FÜHLENS, UM IN EINE ANDERE MÖGLICHKEIT ÜBERZUGEHEN: DER WIRKLICHKEIT VON WORTEN.

Zu meinem neuen Gedichtband „Friedenswaisen“
DIE IDEE, DIE sich in und mit den Worten GESTALTET
(meine 3 K: knapp / konkret / korrekt)

Ergänzung zu „Das Gedicht muss für mich selbst stimmen – 12 Fragen an Heike F. M. Neumann“, abgedruckt in: Schriftstellerverband (Vs Thüringen Aktuelles)

Meine Gedichte sind in der Mehrzahl Beobachtungsgedichte und Erlebnisgedichte. Und vielleicht ergeht es mir wie einem Alphornbauer, der durch den Wald läuft und plötzlich den Baum sieht, der sich für ein neues Alphorn eignet, oder wie dem Künstler, dem ein Steinblock oder ein Holzklotz signalisiert, was er daraus machen muss- Kunst. Zunächst eine Ahnung, die Fähigkeit im Sichtbaren das Unsichtbare zu sehen – das Verborgene - und vielleicht schon der Versuch, das Äußere und Innere mit einer Idee zu verbinden. Was ich sagen will- auch ein Gedicht entsteht lange bevor es Worte fasst. Lange schon im Focus gehabt: Sichtbares und Gefühls, Erahntes, verbunden mit Wissen und schon Erfahrenem, mit Bestätigtem und überraschend Neuem, etwas was ich bisher noch nicht so gesehen oder gefühlt habe, etwas, was durch irgendeinen Anlass wieder zum Vorschein kommt. Wie ein Fluss, der über längere Zeit unterirdisch weiterfließt, etwas transportiert, das mit Anreicherungen wieder an die Oberfläche kommt. Und wenn die ersten Worte fließen, mein Sehen und Fühlen ineinander gehen, ein Bild sich findet, dem sich ein weiteres öffnet, bin ich dabei, die Worte weiter zu verfolgen, sie voranzutreiben. Und immer ist es Neugier, eine Scham, eine Schuld oder ein Geheimnis, dem ich auf der Spur sein muss. Und immer möchte ich den Worten trauen können, den Worten aufhelfen in eine neue Dimension, sie lebensfähig machen. Als Zwischenschritt für mich und den Leser. Meine Worte als Mittler. Mein Gedicht. Etwas, was ein Leser seinerseits liest oder hört und mit seiner Gefühls- und Gedankenwelt versucht zu verbinden. Es wäre schön, wenn man von der Aussageseite her, vom Schluss her, ein Gedicht aufbauen könnte. Rückwärts sozusagen. Aber nein- ich muss ein Gedicht von vorn erfahren. Das Unabänderliche, Unaussprechliche, ja das Bedrohliche erfahren, um als Mensch und letztlich als Autorin davon befreit zu werden. Durch meine Sprache. Wo ist Herr G. denn hingegangen? So klamm heimlich verschwunden? Und dass ich sein Verschwinden über Jahre gar nicht bemerkt habe! Erst als Erwachsener begreife ich, was sich in nächster Nachbarschaft abgespielt hat. Ich sehe plötzlich diesen menschenverachtenden Herr G., der im Krieg mordete, der als Persönlichkeit galt, auch in der DDR, einer, den man vorzeigen konnte, ein Journalist, der sich nun kleine Mädchen auf den Schoß setzte. Der sich nicht versteckte, der sogar den Kindern seine Fotos als Täter zeigte. Ja, der sich damit brüstete, dass die Bedrohung unter den Augen der Mitbewohner weiterging. Und die Scham bleibt, denn auch ich war eines der Mädchen. Das Gedicht entsteht aus sich selbst, sagt sich scheinbar selbst her- so war das, auch wenn es im Sozialismus angeblich solche Überbleibsel gar nicht geben konnte. Weil die Ausmerzungen des Faschismus in der DDR als sicher galt, war gerade so etwas möglich. Seht genau hin, mit wem ihr es zu tun habt!

Oder ein anderes Gedicht: Eins über den Verlust eines Kindes. Eine Tatsache, die nicht umzukehren ist. Wie gehen die Beteiligten damit um? Schuldzuweisungen? Trennungen? Es kann auch so sein, dass sich zwei Menschen durch diesen unfassbaren Tod näherkommen, einer den anderen stützt. Wie schwer das ist, sagt das Gedicht vor allem in den letzten Zeilen: die nacht zieht schwer vorm fenster ab

Das mit der Hoffnung schließt, dass das Schreckliche nicht das Leben besiegt: der neue tag radiert das schattenbild der stadt / der garten liegt noch bleich in seiner grünen fülle. Ja, ich denke der Schluss ist annehmbar, im Gedicht wie im Leben, ohne etwas zu verharmlosen oder etwas zu überhöhen.

Ein anderes Gedicht. Eines über Urlaub in Schweden und Norwegen. Ein Gedicht, das sich langsam aufbaut. Die Situation zeigt: Touristen geraten mitten hinein in eine verlassene Gegend. Es könnten auch Überbleibsel des Krieges sein: kaputte Häuser, skelettierte Fischerboote, deutsche Namen, die von Ruß durchgestrichen sind. Und da braucht es vielleicht wirklich nur noch wenig Fantasie, ein Wort am Schluss, das Fühlen, und der Bogen spannt sich zu dem Unglaublichen, zu dem Mann, der zur gleichen Zeit in der Gegend 77 Menschen getötet hat. Und die Sprache transportiert, ohne es genau zu benennen: die fahnen in trondheim waren noch nicht auf halbmast, etwas von dem wir nichts wissen konnten, war noch nicht geschehen. Aufatmen? Ja und Nein.

Es wird Zeit, sich noch einmal Gedichten über die Kindheit zuzuwenden. Auch hier wird nichts ausgespart, nichts beschönigt. Der Leser wird mitgenommen, ein Schneehaus zu bauen und in Gemeinschaft dann darin zu sitzen- glücklich über das gemeinsam Geschaffene, auch wenn das Atmen schwerfällt. Man kann die verschwitzten Gesichter der Kinder sehen, ohne dass sie näher beschrieben sind. Die Glücksgefühle spüren, die Wärme, den Schweiß riechen, die rußende Flamme sehen, es kratzt ein wenig im Hals... sie babbeln hören, singen... (Erstaunt lese ich dieses Gedicht noch einmal. Ist es vielleicht das Gleichnis zum Turmbau zu Babel- die ewige Wiederholung: gemeinsam etwas schaffen und glücklich auseinandergehen? Dann ist der Bau etwas anders zu werten, als man uns glauben machen will...) Oder das Gedicht, in dem gutfunktionierende Nachbarschaft gezeigt wird- ja, so kann es auch gehen: Sie sitzen- Erwachsene und Kinder- gemeinsam vor dem Fernseher und sehen sich die Karnevalsumzüge an. Und auch die erste Berührung mit Liebe ist im Spiel, undefinierbare Geräusche, Unbegreifliches, was da auf der hinteren Stuhlreihe vor sich geht, es wirkt wie der süße Geschmack von Karamelle, etwas unangenehm: die klebrigen Häutchen.

Und auch andere Gedichte aus der Kindheit zeigen, wie wichtig die Kindheit ist, ein Schlüssel für spätere Entwicklung sein kann. Wie das Gedicht über den Vater, der sich so viel von der Tochter erhofft, und sie kann ihm nicht in seiner Krankheit helfen, kann ihn nicht retten. Ja, seine Hoffnung geht so weit, dass er tot von der Bahre springt und wartet, dass sie ihm die Tür öffnet, damit er entkommt. Sicher skurril, aber in der Übertreibung wahr.

Oder die Großmutter, die im und nach dem Krieg alleinerziehend sich nicht mit Sentimentalem und Romantischem befassen konnte und höchst praktisch denken musste. Das Schwein dem Schlachter zutreibt. Was für die Enkelin unerträglich ist. Und die Großmutter hat keinen Trost für das Kind übrig, weil das Schweineschlachten nun mal notwendig ist. Aber immerhin, sie schickt das Kind nach vorn auf den Türstein, auf dem es sich unbemerkt ausheulen kann, auch um es vor den Lachern und Bemerkungen der „Schlachtgesellschaft“ zu schützen.

Als Ergänzung das Gedicht über den Großvater, über den in der Familie nicht geredet wird und der ein schweres Schicksal erleiden musste- die Fakten sprechen für sich: Ermordung. Auch hier: Sehen (so seh ich ihn zuletzt) und Fühlen (als ein schmerzzeichen). Aber der Enkelin ist der Großvater nicht so nah wie die für sie realere Großmutter. Auch das, glaube ich, sieht und spürt man.

Oder zu dem Gedicht, das davon spricht, wie viel wir DENEN zu verdanken haben, die vor uns gelebt haben, unseren Vorfahren, damit wir überhaupt geboren werden konnten. In dem Fall den 30jährigen

Krieg überstehen mussten. Der Krieg wird in den Worten konkret, und durch die Schlusszeile auch der Siebenjährige Krieg, der 1. Weltkrieg, der 2. Weltkrieg und alle Zeiten dazwischen, die gelebt wurden. Und? fragt man weiter. Ja, sicher, es kommt auch auf mich an, ob wer nach mir kommt. Und ob ich meinen Nachfahren in Erinnerung bleibe, weiß ich nicht. Nebenbei wird auch mit dem Märchen aufgeräumt, dass sich immer alles in der Geschichte zum Besseren entwickelt. Die Mädchen z.B. im „Schmalkaldischen“ genossen schon im Mittelalter sehr gute Bildung.

Das Gedicht über den Marquis und sein Anwesen in Portugal zeigt Morbides. Das Land muss verkauft werden, irgendwann ist auch das ganze Anwesen mit seinem Noch-Charme am Ende, auch, wenn es noch einen seltsamen jungen Franzosen gibt, der darin lebt. Der Marquis ist schon sehr alt und gebrechlich, so dass sich keine Nachkommen mehr einstellen werden. Und die Gerüchteküche brodelt...

Und die sogenannten Naturgedichte... Sie sprechen von Schönheit und Kraft der Natur. Sehen und zeigen: Bäume. Z.B. einen Walnussbaum, der keine Früchte trägt, dafür aber Lieder der Vögel. Bäume, die unseren Tod vielleicht überdauern: über Gräber steigen. Sie sprechen auch davon, wie gefährdet, bedroht, dieses Zusammenspiel der Natur ist. Nicht nur durch Menschen und Wölfe. Und wie nah wir den Pflanzen sind, wird im Gedicht „Sonnenblumen“ angesprochen. Auch sie müssen in ihrem Leben ihre ganze Energie aufbringen, auch sie haben ein Eigenleben, müssen sich dem gegebenen Leben anpassen, wollen sich nicht aufgeben, sondern entwickeln.

Die Städtegedichte und bestimmte Landschaftsgedichte untersuchen auch das Neue, die Veränderungen. In Peking oder Moskau, oder z.B. in einem Kloster in der Mongolei.

Ich denke, dass sich die Gedichte – auch in ihrer Einfachheit – in mir und auch in sich selbst zusammenhalten, durch die Idee, die sich gestaltet: die Wortfindungen, die den Inhalt vorantreiben und die Form, die sich ergibt. Sie sind alle nach vorn gerichtet, egal aus welcher Tiefe der Wirklichkeit sie kommen, und scheuen keine Auseinandersetzung. Das Ich ist bereit, an die Grenzen zu gehen. Ich habe Hoffnung, dass man diesen Gedichten vertrauen kann. Wie dem Gedicht über den Hühnergott, dem Stein, in dem Alltägliches zum Außergewöhnlichen wird, die Spuren des Geliebten aber wie eine Lockung bleiben. Die Liebe ist uns das Nahe, Schönste, Wünschenswerteste, die Kraft, die uns am meisten glücklich macht, uns mit der Welt verbindet.

Ich hoffe, dass meine Gedichte mehr sind als die Summe von Erlebtem und Erfahrenem, sie über das ICH, das ICH einer Frau hinausweisen, auf das Wesen der Dinge aus sind, im Sehen und Fühlen nach dem Kern suchen, nach dem Verborgenen, nach dem, was unser aller Leben zusammenhält. Die Wortbilder auch Dinge benennen, die unser Leben brüchig machen, gefährden und in aller Individualität nicht Selbstzweck sein wollen. Vicente Aleixandre formuliert es so: „Dichtung ist Mitteilung, sie wendet sich an das Menschenherz, wenn möglich an das aller Menschen.“

